

GALIZIEN IN 10 TAGEN (UND TATSÄCHLICH 12 STATIONEN¹)

Eine Reise über reale und imaginäre Grenzen

Hier trennten noch immer Grenzen glücklich die Welt in kleine Schnipsel und verliefen geheimnisvoll jeweils an Orten, über die niemand ein gutes Wort verlieren würde – mitten durch Häuser, Stadtviertel, quer durch ganze Dörfer, Kirchenschiffe, durch Tisch und Bett sogar. (Tomasz Różycki ‚Zwölf Stationen‘)

Das Überschreiten von Grenzen ist eigentlich nichts Außergewöhnliches beim Unternehmen einer Reise. Die Exkursion des Doktoratskollegs ‚Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe‘ im Juli 2013² musste aber von Beginn an eine besondere Aufgabe bewältigen, hatte sie sich doch zum Ziel gesetzt, Kenntnisse über ein Gebiet zu gewinnen, das in seinen geographischen Grenzen seit mittlerweile einem Jahrhundert nicht mehr als solches existiert. Während wir räumlich eine Strecke von über zweitausend Kilometern zurücklegten, bewegten wir uns also durch die hundertfünfzigjährige Geschichte des habsburgischen Kronlandes ‚Galizien und Lodomerien‘ und setzten damit eine Reise fort, die wir im Semester zuvor in unseren Köpfen begonnen und in deren Rahmen wir zumindest die Grenzen unseres Wissens bereits erweitert hatten.

Das Thema der Grenze begegnete uns bereits an der ersten Station unserer Reise. In der Doppelstadt **Česky Těšín/Cieszyn** verläuft die Staatsgrenze zwischen Tschechien und Polen. Heute wird sie lediglich durch eine eiserne Linie im Beton und zwei Schilder auf der Brücke über den Fluss Olše bzw. Olza signalisiert. An ihrer Überquerung hindert im Euroregion- und Schengengebiet weiter nichts, womit sozusagen ein Zustand wieder hergestellt wird, wie er schon in der habsburgischen Monarchie geherrscht hat, als die Stadt Teschen nicht nur eine Stadt, sondern wie heute mehrsprachig gewesen ist. Nach 1920 ist die Stadt zunächst zwischen der Tschechoslowakei und Polen aufgeteilt worden, das historische Zentrum und damit der florierende Teil ist an die polnische Seite gefallen, was auch heute noch im Stadtbild bemerkt werden kann. Während die Ankunft am eher schmucklosen Bahnhof in Česky Těšín noch Assoziationen mit Karl Emil Franzos' Schilderungen der galizischen Bahnhofsrestaurationen – „der Mensch begehre sie nimmer und nimmer zu schauen“³ - hervor- und uns seinen Topos von Galizien als ‚Halb-Asien‘ ins Gedächtnis rief, ließ uns wenig später der prunkvolle Speisesaal des Restaurants ‚Zum braunen Hirsch‘ auf dem Markplatz von Cieszyn die Barriere überwinden zu einer Vorstellung davon, wie es gewesen sein hatte müssen, als der Kaiser selbst auf seinen Reisen in die Kronländer sein Mittagessen eingenommen hatte.

¹ Vgl. Tomasz Różyckis Poem ‚Zwölf Stationen‘ (2011), in dem sich der Held auf Anordnung seiner Großmutter ebenfalls ins Gebiet des ehemaligen Galiziens auf der Suche nach den Spuren seiner Familie begibt.

² An der gemeinsamen Reise nahmen die acht internen sowie zwei externe KollegiatInnen, der PostDoc-Koordinator und die Faculty-Mitglieder Kerstin Jobst und Dieter Segert teil.

³ Karl Emil Franzos ‚Von Wien nach Czernowitz‘, in: ‚Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukovina, Südrußland und Rumänien‘ (1876).

Nach einem Besuch der Teschener Bücherei ging es dann allerdings weder mit Kutsche noch Dampflokomotive, sondern mit einem Kleinbus weiter nach **Krakau**, wo wir am Abend passenderweise ein Fest zu einem weiteren „Fall“ einer Grenze erleben konnten – man freute sich in Polen mit Kroatien und feierte am Rynek Główny (zentralen Marktplatz) dessen Beitritt zur Europäischen Union. Während die offizielle polnische Geschichtspolitik ihre Schwerpunkte sicherlich auf andere Perioden setzt – so werden in der ehemaligen Königsresidenz Wawel Józef Piłsudski oder Lech Kaczyński neben den polnischen Monarchen mit Ehrengräbern gewürdigt – begegnet man im Stadtbild einem gepflegten habsburgischen Erbe, zum Beispiel in Bauwerken wie dem in Habsburger Zeit errichteten Hauptbahnhof oder dem Verweis auf die multikulturelle und damit auch jüdische Vergangenheit der Stadt. Über diese kann man sich in der jüdischen Abteilung des Museums für Stadtgeschichte, beheimatet in der alten Synagoge im jüdischen Viertel von Kazimierz, oder im Jüdischen Museum Galizien informieren und damit Eindrücke gewinnen, die über jene der touristischen Vermarktung des Viertels hinausgehen. Antworten auf Fragen nach dem Alltag der Bevölkerung in Galizien bietet auch das ebenfalls in Kazimierz gelegene ethnographische Museum. Dort konnten wir uns anhand der vielfältigen Exponate auch einstimmen auf das galizische Leben abseits der größeren Städte, in Dörfern, in deren Richtung sich unsere Gruppe am nächsten Tag nun ebenfalls aufmachte.

Nach unserem zweitägigen Aufenthalt in Krakau führte unsere Reise weiter ins uns zuvor unbekanntere Regietów; doch bevor wir die bei Gorlice gelegene Ortschaft mit ihren etwa hundert Einwohnern erreichten, machten wir einen Zwischenstopp in **Rzeszów**, wo uns an der dortigen Universität Frau Prof. Jadwiga Hoff mit einem Vortrag über die polnische Galizien-Forschung informierte. Eine Erfahrung ganz anderer Art machten einige von uns in der Mensa, die vom Glanz längst vergangener Tage nichts eingebüßt zu haben schien und dankenswerterweise ihre Pforten für einen kleinen Mittagssnack öffnete. Gestärkt von der ausgesprochen guten polnischen Küche begrüßten wir vor unserer Weiterfahrt den Reiseleiter Hubert, der für die nächsten beiden Tage unsere Reisegruppe vergrößerte und uns mit der polnischen Regionalgeschichte des heutigen südöstlichen Landesteils näher vertraut machte. Erschöpft von der langen Busfahrt und zugleich positiv überrascht ob der Unterkunft, die sich als Haus mit Apartments modernen Standards und nicht, wie eingangs von einigen von uns scherzhaft vermutet, als Zeltlager entpuppte, erreichten wir am späten Abend **Regietów**, das – umgeben von Wäldern und Wiesen - bei manch einem Gedanken an Wölfe und andere wilde Tiere aufkommen ließ.

Der nächste Tag sollte ebenfalls ein sehr anstrengender werden, doch lag dies weniger an dem dichtgedrängten Programm, als vielmehr daran, dass die ukrainischen Straßenverhältnisse bei unserer Fahrt nach Truskavec' zu einem nicht einkalkulierten Zeitverlust führten. Doch zunächst verlief alles nach Plan; wir machten Halt in Nowica, dem

Geburtsort des Dichters Bohdan-Ihor Antonyčs, und bewunderten die zum UNESCO-Weltkulturerbe zählenden Holzkirchen der Gegend, von denen die ältesten bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen. Verziert mit gotischer, später mit barocker Ornamentik, repräsentieren die Holzkirchen im südlichen Teil Kleinpolens die Vielfältigkeit der mittelalterlichen Kirchenbautradition der römisch-katholischen Kirche, die nach Form und Aussehen auch von der griechisch-katholischen Kirche beeinflusst worden ist. So sind zum Beispiel an der griechisch-katholischen Kirche in Bartne, die den hl. Kosmas und Damian gewidmet worden ist, Elemente der sakralen Kunst der Lemken zu entdecken, die wir zusammen mit dem ortsansässigen Priester in Augenschein nehmen durften. Nennenswert sind außerdem die Friedhöfe für die Opfer des Ersten Weltkriegs sowie der Cholera-Epidemie aus dem Jahr 1873. Auf uns vom architektonischen Stil der aus Holz gebauten christlichen Sakralgebäude Beeindruckten wartete nach dem reichhaltigen Mittagmenü das nahe der Stadt **Sanok** gelegene Freilichtmuseum als nächster Höhepunkt. Errichtet 1958 auf Initiative von Aleksander Rybicki ist es heutzutage das größte Freilichtmuseum in Polen, das auf einer Fläche von 38 Hektar einen ethnografischen Park mit über hundert Gebäuden umfasst. Diese sind originalgetreu wiederaufgebaut worden und bringen auf diese Art dem Besucher das kulturelle und wirtschaftliche Leben ethnischer Gruppen wie der Dolinianen, Lemken oder Bojken näher. Während wir über das riesige Areal flanierten und neugierig unserem Reiseführer Hubert lauschten, hatten wir – für den Moment jedenfalls – das Gefühl, in eine andere, vergangene und zum Teil vergessene Welt einzutauchen. Die aus Holz rekonstruierten Häuser zeigen das alltägliche Leben der bereits erwähnten Gruppen, wie es sich in der Region um Sanok vom 17. bis ins 20. Jahrhundert wohl zugetragen hat und wie Polen, Ukrainer und Juden auf engstem Raum Seite an Seite gelebt haben. Davon zeugen nicht nur die in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen sakralen Bauten der römisch-katholischen bzw. griechisch-katholischen Kirche, sondern auch die um den Marktplatz errichteten Gebäude einer Taverne, des Postamts, diverser Geschäfte und sogar einer Feuerwache. Das historische Galizien wurde in diesem Augenblick ein Stückweit greifbarer, und wir hatten während der gesamten Exkursion nur selten erneut das Gefühl, Galizien so nahe zu sein, wie wir es in dieser zweistündigen Führung gewesen waren.

Mit imposanten Eindrücken im Gepäck ließen wir die nachgebaute galizische Siedlung hinter uns und fuhren geradewegs in Richtung des Grenzübergangs in Krościenko-Smolnica. Die eine oder den anderen, die auf der Fahrt dorthin noch in Träumen über das malerische und verschlafene galizische Städtchen geschwelgt hatten, sollte spätestens nach dem Grenzübertritt die Realität einholen, als wir Bekanntschaft mit unzähligen Schlaglöchern und Bodenwellen machten. Das im 19. Jahrhundert weit verbreitete Bild von Galizien als dem „Armenhaus Europas“ kam uns angesichts dieser schlechten Straßenverhältnisse in den Sinn. Der motorisierte Minibus mit 4-Zylinder-CDI-Dieselmotor, den wir am Beginn der

Reise noch für einer Kutsche weit überlegen gehalten hatten, benötigte für die etwa 60 Kilometer, die es vom Grenzübergang bis nach Truskavec' zurückzulegen galt, vermutlich nicht wesentlich kürzer als eine ebensolche. Im Schritttempo und kräftig durchgeschüttelt erreichten wir schließlich spät, aber ohne erkennbare Symptome einer Reisekrankheit, das Hotel in **Truskavec'**, bevor am nächsten bzw. gleichen Tag Drohobyč auf dem Programm stand.

Nach dem Frühstück wartete bereits Leonid Goldberg auf uns, der für die lokale Internetzeitung ‚Majdan‘ als Journalist arbeitet und in den nächsten Stunden bewegende und fast vergessene Geschichten über die Stadt **Drohobyč** und ihre multikulturelle Vergangenheit zu berichten wusste. Im 19. Jahrhundert stellte die jüdische Bevölkerung mit fast fünfzig Prozent der Gesamteinwohnerzahl ein deutliches Übergewicht zu den ukrainischen und polnischen Stadtbewohnern dar, die zusammengenommen etwa die andere Hälfte der Mitbürger ausmachten. Heutzutage ist von der einst multikulturellen Stadt nicht mehr viel geblieben. Mit wenigen Ausnahmen wie der des Überlebenden Alfred Schreyer, den wir vor der Exkursion an der Universität Wien in einem persönlichen Gespräch kennengelernt hatten, war das jüdische Leben von den Nationalsozialisten fast vollständig ausgelöscht worden, eine Tatsache, die wir auf unserer gesamten Reise durch die vormals galizischen Ortschaften feststellten. An das Massaker von Drohobyč erinnert heute das Denkmal im Bronicer Wald, in dem zwölftausend Juden von den Nationalsozialisten ermordet worden sind. Dort, wo einst die Blütezeit der jiddischen Sprache und Kultur ihren Aufschwung genommen hat, erinnern gegenwärtig nicht nur in Drohobyč verwilderte und mit Unkraut bedeckte jüdische Friedhöfe, die als solche für Ortsunkundige fast nicht auszumachen sind, sowie die zu Ruinen verkommenen Synagogen an das bedeutende Erbe der galizischen Juden. So ist die Synagoge in Drohobyč nach mehreren Brandanschlägen nicht mehr benutzbar, weshalb der heutigen, wenige Mitglieder umfassenden jüdischen Gemeinde verschiedene Lokale und Wohnungen als Räumlichkeiten dienen, um gemeinsam zu beten.

Der Eindruck, dass die Stadt Drohobyč lange Zeit keine größeren Anstrengungen zum Andenken an die jüdische Gemeinde unternommen hat, scheint sich durch die Tatsache zu erhärten, dass einer der bekanntesten Söhne dieser Stadt, Bruno Schulz, lange Zeit nahezu totgeschwiegen worden ist. Seit vielen Jahrzehnten genießt der polnische Schriftsteller und Zeichner, der in eine jüdische Familie hineingeboren worden ist, vor allem in Polen höchste Anerkennung für seine literarischen und graphischen Werke, nur in seiner westukrainischen Heimatstadt scheint es, dass sich bis vor Kurzem keiner so Recht an seiner Kunst erfreuen hat können. Zu einem Umdenken haben ganz gewiss die Bruno-Schulz-Festivals beigetragen, die seit einigen Jahren von polnischen und ukrainischen Schulz-Verehrern organisiert werden. Wie vertraut die Drohobyčer allerdings mit dem Namen

Bruno Schulz sind, bleibt fragwürdig, da außer diesem Festival lediglich eine Gedenktafel am Haus, in dem Schulz gelebt hatte, für lange Zeit der einzige Hinweis auf ihn und seine künstlerischen Tätigkeiten gewesen ist. Langsam aber scheint das Interesse der Stadt an seiner Person zu erwachen, wenn man den Worten des Bürgermeisters Glauben schenken darf, der im Jahr 2012 gar von einem künftigen Bruno-Schulz-Museum und der Errichtung einer Route durch die Stadt zu Ehren des polnischen Dichters gesprochen hat. Seine Worte sind nicht ganz zufällig gewählt gewesen, ist in diesem Jahr doch der 120. Geburtstag und 70. Todestag feierlich begangen worden. Inwieweit dieses Projekt tatsächlich realisiert werden wird, darauf wollte sich auch Leonid Goldberg nicht endgültig festlegen. Stattdessen ist der von Frau Wiera Meniok seit einigen Jahren und mit viel Hingabe betriebene Ausstellungsraum bisher die einzige Möglichkeit in Drohobyč, sich näher mit dem Schaffen von Bruno Schulz auseinanderzusetzen. Oder man wartet darauf, das im Mai 2014 bereits zum sechsten Mal stattfindende Schulz-Festival zu besuchen, für das auch der bekannte ukrainische Schriftsteller Jurij Andruchovyč und Übersetzer von Prosastücken Bruno Schulz' ins Ukrainische zugesagt hat.

Die Übersetzung galizischer Schriftsteller ist aber nicht die einzige Form der bewussten Auseinandersetzung mit Galizien und seinem Erbe seitens Schriftsteller wie Andruchovyč. In ihrem eigenen Werk beziehen sich beispielsweise die Autoren des sogenannten ‚Phänomens Stanislav‘ auf die untergegangene Kulturlandschaft. Eine außergewöhnliche Gesprächsrunde mit deren wichtigsten Vertretern Jurij Andruchovyč, Taras Prochasko, Jurij Izdrik, Volodymyr Eškilev und Halyna Petrosanjak, die nach eigener Aussage in dieser Besetzung seit nunmehr vielen Jahren nicht mehr zusammengetroffen waren, bildete den Auftakt unseres Aufenthaltes in Ivano-Frankivs'k, dem namensgebenden früheren Stanislaviv. So gelang es uns in gewisser Weise, eine weitere Grenze in der Zeit zu überwinden und uns in die Atmosphäre am Ende der Sowjetunion bzw. zu Beginn der unabhängigen Ukraine zurückzusetzen und nachzuvollziehen, was der Rückbezug auf Galizien in diesem Kontext für die Literaten bedeutet hatte. In ihren Werken hatten sie eine neue Ästhetik gegenüber der sowjetischen Literatur vertreten; auf der inhaltlichen Ebene fungierte Galizien dabei oft als Kontrapunkt zu den sozialistischen sowie den unsicheren Zeiten danach - im Sinne einer glücklicheren und kulturellen Vielfalt, die die Ukraine in Mitteleuropa verortet. Im Gegensatz zu diesem Ansatz fällt in der Stadt selbst heute ein Fehlen direkter Erinnerungsleistungen an die multiethnische Vergangenheit auf, eher ist eine selektive Hervorhebung der Geschichte der ukrainischen Bevölkerung zulasten einer Vernachlässigung der anderen dort ehemals beheimateten ethnischen und religiösen Gruppen zu beobachten. So findet sich in direkter Umgebung der Synagoge ein Denkmal für von den Nationalsozialisten ermordete ukrainische Nationalisten, während die Vernichtung der Juden unerwähnt bleibt. In dieses Bild reiht sich der unkritische Umgang zahlreicher

Souvenirläden mit Symbolen der sowie Publikationen über die Organisation Ukrainischer Nationalisten und Ukrainische Aufstandsarmee. Hier stößt man an Grenzen – der Erinnerung.

Dass diese selbst durch ein eigentlich unvereinbares Nebeneinander verschiedener Geschichtsdeutungen nicht wirklich aufgebrochen werden, zeigte uns am nächsten Tag die Dauerausstellung im Regionalmuseum in **Ternopil'**. Dort hängen zwei Gemälde desselben Malers - eines, das die Soldaten der Roten Armee als umjubelte Befreier zeigt, und ein anderes, das die Sowjetunion als Unterdrücker des ukrainischen Volkes darstellt, einträchtig und ohne weitere Erklärung nebeneinander. Teile der alten sowjetischen Ausstellungsmasse sind unkommentiert übernommen und ergänzt worden durch damit in Widerspruch tretende westukrainische Narrative, zu denen die Verehrung der OUN/UPA-Helden wie Stepan Bandera oder Roman Šuchevyč gehört und die einen wesentlichen Bestandteil des Geschichtsverständnisses und der Identität der rechtsnationalistischen Partei Svoboda bilden. Ternopil', wo diese in den letzten Kommunalwahlen ihr stärkstes Ergebnis erringen hat können und seitdem die Regierung stellt, ist deren Hochburg. Zufällig stießen wir auf eine Demonstration von Svoboda-Anhängern gegen die Verhaftung von Parteimitgliedern in Folge einer gewalttätigen Auseinandersetzung zwischen diesen und Veteranen der Roten Armee am Tag des Sieges im Mai, in welcher der Konflikt zwischen den unterschiedlichen Geschichtsbildern einen Ausdruck gefunden hatte. An diesem Tag erlebten wir eine weitere Situation des Aufeinanderprallens verschiedener Auffassungen. Diese rief uns ins Gedächtnis, wie schwierig die Begegnung zwischen unterschiedlichen Konfessionen sein kann und dass auch im historischen Galizien das Zusammenleben zwischen den religiösen Gruppen mitunter von Konflikten bestimmt worden ist. In **Počajiv**, einem russisch-orthodoxen Kloster und sozusagen einer Exklave des Moskauer Patriarchats in diesem westlichen Teil der Ukraine, weigerte sich eine alte Frau, Fürbitten aus den Händen von Gläubigen, die einem anderen Patriarchat als dem ihren unterstellt sind, entgegenzunehmen. Nachdem wir die (mentalen) Grenzen dieses Ortes, an dem uns nicht nur die mönchische Meditationshöhle beengt erschienen war, wieder verlassen hatten, konnten wir vom Bus aus einen Blick auf die ehemalige physische Grenze des Habsburger Reiches bzw. seine heutige Leerstelle erhaschen und gelangten schließlich nach Brody.

Wie das zuvor besuchte Ternopil' hatte **Brody** zu galizischen Zeiten als Zentrum der jüdischen Aufklärungsbewegung (Haskala) gegolten. Juden prägten damals die Stadtbilder und trugen wesentlich zur Stadtentwicklung bei. Beiden Städte war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein rasanter wirtschaftlicher Aufschwung gemein, für den Joseph II. mit der Verleihung des Handelsprivilegs an die Stadt Brody eine wesentliche Grundlage geschaffen hatte. Die jüdischen Händler dominierten den lokalen Wirtschaftskreislauf und partizipierten erfolgreich am Exportgeschäft der Stadt, in dessen Rahmen jüdische Kaufmannsfamilien

Märkte und Messen in deutschen Städten besuchten und soziale Netzwerke mit ihren Glaubensgenossen in den westeuropäischen Ländern, die bereits von der Haskala erfasst worden waren, aufbauten. Die Stadt Wien bildete ebenso einen wichtigen Kanal für den sozialen und geistigen Austausch zwischen den jüdischen Händlern der beiden galizischen Städte und denen der österreichischen Hauptstadt. Auf Hochschulebene inskribierten im 19. Jahrhundert besonders viele Juden aus Brody an der medizinischen Fakultät der Universität Wien. Nach Beendigung ihres Studiums kehrten sie als deutsch-assimilierte Juden in ihre Heimatstädte zurück und legten durch ihr erworbenes Knowhow den Grundstein für die Gründung deutsch-jüdischer Schulen, in denen Deutsch die Unterrichtssprache war. In Ternopil' und Brody entstanden die ersten Schulen dieser Art, die im Vergleich zu anderen galizischen Städten hier besonders großen Zulauf erfuhren. Der Wirtschaftsboom und die daraus resultierende soziale Mobilität unter den jüdischen Kaufmannsfamilien führten letztlich dazu, dass Städte wie Brody und Ternopil' als erste mit der Haskala-Bewegung in Berührung kamen und eine sehr enge Bindung zum deutschen Kulturkreis herstellten. Daher verwundert es nicht, dass die jüdischen Kaufmannsfamilien dieser beiden Städte auch in Krisenzeiten dem österreichischen Kaiser gegenüber stets Loyalität erwiesen haben und deren Bindung an die deutsche Sprache und Kultur bis ins 20. Jahrhundert Bestand gehabt hat. Jüdischer Herkunft war auch der österreichische Schriftsteller Joseph Roth, der in Brody seine Kindheit verbrachte und das dortige Gymnasium besuchte. Der Zweite Weltkrieg bedeutete das Ende des jüdischen Lebens. Mit ihm waren die ehemals so bedeutenden Handelszentren zu entvölkerten Landstrichen geworden. Gegenwärtig lebt in Brody kein einziger Jude; lediglich der außerhalb der Stadt gelegene und mit wildernden Sträuchern bedeckte jüdische Friedhof und die zusehends zur Ruine verfallende Synagoge zeugen davon, dass diese Stadt einst bis zu 80 Prozent jüdische Einwohner gezählt hat. Ausländer, so erzählte uns der Leiter des örtlichen Museums, finden nur sehr selten den Weg in seine Heimatstadt, und wenn, dann sind es vor allem Personen, die sich auf Spurensuche nach dem jüdischen Kulturerbe in Galizien begeben.

Eine solche Spurensuche ist es auch, die viele Nachfahren – nicht nur der jüdischen, sondern auch der ehemaligen polnischen und ausgewanderten ukrainischen Bewohner – heute nach *L'viv* zieht. Und die Österreicher haben „ihr“ habsburgisches Lemberg als (nostalgische) Tourismusdestination in den letzten Jahren ebenfalls verstärkt entdeckt. Die UNESCO-geschützte Altstadt mit Marktplatz und Rathaus, die Nationaloper, die zahlreichen Kirchen – u.a. die griechisch-katholische Sank-Georgs-Kathedrale, die römisch-katholische Mariä-Himmelfahrt-Kathedrale, die Boim-Kapelle, das frühere Bernhardinerkloster – die Ivan-Franko-Universität, die Überreste der Goldene Rose-Synagoge oder der Lyčakivs'kyj-Friedhof als letzte Ruhestätte für bedeutende Vertreter der polnischen und ukrainischen Kultur und Geschichte wurden nicht nur von unserer Gruppe besichtigt, sondern gehören

sozusagen zum „Pflichtprogramm“ von Besuchern der Stadt, die sich auf der Suche nach dem „Geist“ des ehemaligen multikulturellen Galizien begeben. Versuche, diesen zu fördern, zeigen sich anhand der beiden letztgenannten Beispiele. Der Wiederaufbau der Synagoge ist unter finanzieller Beteiligung der Stadt geplant, auf dem Lyčakivs'kyj-Friedhof wurde im Jahr 2005 ein Denkmal für die Soldaten der Zweiten Polnischen Republik und der Westukrainischen Volksrepublik, die nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns 1918/19 gegeneinander um das Gebiet Ostgaliziens gekämpft hatten, als Geste der Versöhnung von den Staatspräsidenten Polens und der Ukraine eingeweiht. Beachtenswert sind solche Initiativen nicht zuletzt vor dem Hintergrund der offiziellen lokalen Geschichtspolitik der letzten Jahre, in denen man eine starke Selektion, d.h. Konzentration auf das ukrainische Erinnerungselement beobachten hat können. Die Problematik der Verleugnung der anderen Gruppen, die diese Stadt ehemals geprägt haben, und der Schaffung eines einseitigen Geschichtsbildes, gefördert durch Entwicklungen wie den Aufschwung der Svoboda-Partei, thematisierte man auch in der Diskussionsrunde, zu der wir im Zentrum für Stadtgeschichte mit L'viver Journalisten und Bloggern – Oleksandr Chochulin, Ostap Drozdov, Orest Drul', Vasyl' Rasevyč – zusammentrafen. Während die Debatte zeigte, dass ‚Galizien‘ zu einem großen Teil vor allem die intellektuelle Elite beschäftigt, konstatierten die Diskussionsteilnehmer doch das Vorhandensein einer galizischen Identität in der Bevölkerung, als deren wesentliches Charakteristikum der Bezug auf anti-sowjetische Werte genannt wurde. Auf diese Weise bleibt Galizien ein imaginärer Ankerpunkt und L'viv ein idealer Ort, um den Raum sowohl in seiner Vergangenheit als auch in seiner Bedeutung für Gegenwart und Zukunft zu begreifen bzw. zu einem besseren Verständnis davon zu gelangen – ermöglicht auch durch Institutionen wie dem Staatsarchiv, in dem uns die einmalige Gelegenheit geboten wurde, einen Blick auf das Originaldokument der Union von Brest zu werfen, oder der Stefanik-Bibliothek, in der wir uns einen Überblick über die reichen Bestände und guten Arbeitsbedingungen verschaffen konnten, bevor wir uns auf die zwanzigstündige Zugfahrt zurück nach Wien begaben und den letzten realen Grenzübertritt der Reise hinter uns brachten – mit neidvollen Gedanken an Habsburger Zeiten, als man in kürzerer Zeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln von Lemberg in die Hauptstadt gelangen konnte und dem Wunsch, mit unserer Arbeit im Doktoratskolleg einen Beitrag zu leisten, die Verbindung zwischen den Ländern des ehemaligen Galizien weniger aus der verkehrstechnischen als vielmehr der gedanklichen Perspektive durch Bewusstmachung dessen multikultureller Besonderheit und gemeinsamen Erbes zu stärken.

Cornelia Göls

Nino Gude